

Wie medienkompetent sind die Mitarbeitenden in Kinder- und Jugendinstitutionen?

«Medienpädagogik ist immer auch Beziehungsarbeit»

Die Untersuchung MEKiS (s. Seite 41) liefert erstmals eine Bestandesaufnahme, wie gut sich die Mitarbeitenden in Kinder- und Jugendinstitutionen mit Kommunikationstechnologie und mit deren Anwendung auskennen. **Monika Luginbühl*** und **Frank Egle**** haben an der Studie mitgearbeitet.

Interview: Urs Tremp

Frau Luginbühl, Herr Egle: Wann attestieren Sie jemandem Medienkompetenz?

Monika Luginbühl: Medienkompetenz setzt sich aus Teilkompetenzen zusammen. Wenn wir von den digitalen Medien reden, gehört sicher dazu, dass man diese technisch beherrscht, dass man weiss, wie sie funktionieren. Das allein genügt freilich nicht. Man muss sie auch kritisch beurteilen können.

Das heisst?

Luginbühl: Dass man weiss, wie man sie einsetzt, zu was man sie gebrauchen kann. Aber auch: zu was man sie nicht gebrauchen darf. Kurz: Wie man sie sozial kompatibel nutzt. Erst wenn alle Komponenten zusammenkommen, kann man von Kompetenz reden.

Frank Egle: Es besteht heute etwas die Gefahr, dass man jungen Menschen Medienkompetenz attestiert, weil sie ganz einfach die Hardware, die Geräte, technisch schneller und besser handhaben als viele ältere Menschen.

Luginbühl: Genau! Man lässt sich oft blenden, wenn jemand technisch sehr versiert ist. Aber wie gesagt: Medienkompetent ist jemand erst, wenn er auch kritisch reflektieren kann, wie die Medien eingesetzt werden, was sie transportieren und so weiter.

Warum reden wir eigentlich heute nur von den digitalen Medien, wenn es um Medienkompetenz geht?

Egle: Digitale Medien haben heute einen sehr hohen Marktanteil. Vor allem Kinder und Jugendliche nutzen diese Medien ganz intensiv. Darum muss sich die Sozialpädagogik mit diesen Medien beschäftigen. Aber wir arbeiten auch mit Medien, die nicht zwingend digital sein müssen – mit Fotografie, mit Film, mit geschriebenen Texten. Damit erarbeiten wir eine Art von Basiswissen. Wir wollen nachvollziehbar machen, wie Kommunikation funktioniert, wie Inhalte, Botschaften transportiert werden. Das zu wissen, ist natürlich ganz wichtig in der Medienpädagogik und gehört zwingend zur Medienkompetenz.

In Ihrer Studie haben Sie die Medienkompetenz der Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen in den Institutionen untersucht. Welchen Eindruck bekamen Sie? Ist das digitale Zeitalter in den Institutionen angekommen? Oder ist man noch daran, die digitale Revolution zu verarbeiten und ihre Auswirkungen in die tägliche Arbeit zu integrieren?

Egle: Es ist sicher so, dass man zu Beginn der Entwicklung vor 20, 25 Jahren – wie anderswo übrigens auch – nicht recht wusste, was die Digitalisierung bewirkt und wie sie unser Leben verändert. Man hat das Thema zum Teil einfach ausgeblendet, während die Jugendlichen neugierig und interessiert Compu-



* **Monika Luginbühl**, Master of Arts Medien & Bildung, ist Dozentin für Sozial- und Medienpädagogik im Bildungsgang Sozialpädagogik/ Kindererziehung der BFF Bern.



Jugendliche mit Smartphones: «Für Jugendliche gibt es online und offline nicht nacheinander, sondern nur nebeneinander.»

tergames, Spielkonsolen, Handys ausprobiert und in ihr Leben integriert haben. Da hinkte die Pädagogik eine Zeit lang tatsächlich hinterher.

Und heute?

Luginbühl: Es gibt heute in den Institutionen viele medienkompetente Sozialpädagoginnen und -pädagogen. Was wir aber auch festgestellt haben: Die Bandbreite in den Teams ist sehr gross.

Das heisst?

Luginbühl: Dass wir in einem Team Leute haben, die sehr kompetent sind, während andere kaum eine Ahnung haben.

Welche Auswirkungen auf den Alltag in den Institutionen hat dies?

Luginbühl: Wir haben in der Studie festgestellt – und dies deckt sich mit den Erfahrungen in der Praxis –, dass Sozialpädagogen mit einer schwächeren Medienkompetenz in den Institutionen eher zu einem restriktiveren Umgang mit digitalen Medien neigen. Die eigene Unsicherheit dürfte für diese Haltung ausschlaggebend sein.



**** Frank Egle** ist diplomierter Sozialpädagoge mit Schwerpunkt Kommunikation und Medienpädagogik. Er arbeitet als freischaffender Medienpädagoge und ist Kooperationspartner FHNW-Hochschule für soziale Arbeit.

Wie sollte man denn in einer Institution mit der Tatsache umgehen, wenn in den Teams nicht alle auf demselben Kompetenzlevel sind? Soll man eine oder zwei Personen aus dem Team quasi zu Medienkompetenzdelegierten machen?

Egle: Das wäre eine ganz gute Idee. Diese Leute könnten in den Institutionen als Schlüsselpersonen fungieren. Sie sind nicht nur für die Jugendlichen Ansprechpartner, sondern auch für jene Teammitglieder, die vielleicht noch Berührungsängste haben. So können mit der Zeit die Unterschiede ausgeglichen werden. In den Institutionen gibt es zwar immer wieder Mitarbeitende, die sich verweigern. Die Mehrheit jedoch möchte sich Kompetenzen erarbeiten. Viele aber sind ängstlich und unsicher oder haben zu lange geglaubt, es gehe auch ohne.

Luginbühl: Meine Erfahrung ist zudem, dass der Institutionsleitung eine wichtige Rolle zukommt. Die Leitung trägt wesentlich dazu bei, ob das Thema als wichtig, weniger wichtig oder gar nicht wichtig taxiert wird. Ich habe schon erlebt, dass das Team die offensive Förderung von Medienkompetenz eigentlich als wichtig in den pädagogischen Ausbildungskatalog aufnehmen wollte, die Leitung aber aus Ängstlichkeit auf die Bremse trat. In diesem Fall war es kaum möglich, das Thema wirklich anzugehen.

Ist die Ängstlichkeit auch eine Frage des Alters? Wird sich die Frage in 20 Jahren gar nicht mehr stellen, weil dann nur noch Pädagoginnen und Pädagogen in den Institutionen arbeiten werden, die mit digitalen Medien gross geworden sind und bei denen diese selbstverständlich zum Alltag gehören?

Luginbühl: Die Sozialisation spielt sicher eine Rolle – und damit das Alter. Aber es ist zu einfach, Medienkompetenz oder Nichtkompetenz mit dem Alter zu erklären. Sogenannte Digital Na-

>>

tives – also Leute, die mit den digitalen Medien aufgewachsen sind – verfügen nicht automatisch über eine höhere Medienkompetenz.

Egle: Die technische Herausforderung, die heute für viele ältere Menschen noch eine hohe Hürde darstellen kann, dürfte in Zukunft zwar tatsächlich eine geringere Rolle spielen. Aber es wird auch in 20 Jahren noch Medienkompetenzförderung brauchen, damit die jungen Menschen sich kritisch mit dem Angebot auseinandersetzen können. Entsprechend müssen sich die Pädagoginnen und Pädagogen mit dem Angebot beschäftigen und Schritt halten mit den Entwicklungen. Wir wissen heute ja nicht, wie die digitale Welt in 20 Jahren aussehen wird.

Bereits heute gibt es in der Welt der digitalen Medien die dunklen Bezirke. Es gibt das Darknet, wo Waffen und Menschen, Drogen und härteste Pornografie vermittelt und gehandelt werden. Gehört zur Medienkompetenz, dass Sozialpädagogen sich auch hier auskennen?

Egle: Die Grenzbereiche, die illegalen Bereiche des Internets sind für Institutionen eine schwierige Sache. Zum einen, weil die Institutionen gesetzlich verpflichtet sind, gewisse Dinge nicht zuzulassen. Zum anderen sind es gerade die dunklen Seiten der digitalen Medien, die bei ängstlichen Heimleitungen die Skepsis gegenüber den digitalen Medien verstärken und entsprechend restriktivere Regeln durchsetzen. Aber eine Institution muss sich mit den Gefahren beschäftigen. Sie sind real und können nicht einfach ignoriert werden. Die Jugendlichen müssen wissen, welche Konsequenzen es hat, wenn sie sich in diesen Bezirken bewegen – für sie persönlich, wenn sie etwa mit Gewaltpornografie konfrontiert werden, und auch gesetzlich, wenn sie etwas Illegales tun.

Muss eine Institution verbindliche Grenzen formulieren?

Egle: Es gibt die gesetzlichen Grenzen, die für alle gelten – auch ausserhalb der Institutionen. Natürlich ist es schwierig zu kontrollieren, ob Jugendliche sich – etwa bei Sexangeboten – an Altersangaben halten. Man braucht nur «Ich bin über 18» zu klicken, und man wird zugelassen. Da besteht tatsächlich eine Aufsichtspflicht der Institutionen und der Mitarbeitenden. Nur: Überwachung und Kontrolle dürfen nicht die Privat- und Intimsphäre der Jugendlichen verunmöglichen. Und es gibt Dinge, die müssen Jugendliche für sich selbst entscheiden. Da können Kontrolle und Überwachung für die Mitarbeitenden in den Institutionen schon zu einer Gratwanderung werden.

Luginbühl: Medienpädagogik geht nicht ohne Risiko. Aber keine Medienpädagogik ist das noch grössere Risiko. Darum ist Medienpädagogik immer auch Beziehungsarbeit. Je besser die Beziehung ist zu einem Jugendlichen oder zu einer jugendlichen Frau ist, desto eher erfährt man, wenn etwas Schwieriges läuft. Man kann den Umgang mit Medien in einer Institution nicht einfach nach Schema F mit Belohnung und Strafe regeln. Man muss den Umgang über Beziehungsarbeit angehen.

Kinder und Jugendliche machen sich auch selbst Gedanken über ihren Umgang mit den digitalen Medien. Viele empfinden das Smartphone zwar als Segen, weil es den Alltag und die

Kommunikation mit Freunden erleichtert. Aber sie leiden auch unter dem Druck, dauernd präsent sein, immer auf alles reagieren zu müssen. Wie können Pädagogen helfen, dieses Dilemma aufzulösen?

Egle: Kinder und Jugendliche sind sich der Risiken der digitalen Medien sehr wohl bewusst. Sie wissen etwa, wie Mobbing über die sozialen Medien funktioniert und welche Auswirkungen es haben kann. Man muss mit den Jugendlichen zusammen schauen, wie man mit den vielfältigen Kommunikationsmöglichkeiten umgeht, welche Folgen etwa Cybermobbing haben kann, wie man sich selbst, aber wie man auch andere schützt. Das geht mit Projektarbeit, mit Gesprächen und Diskussionen.

Luginbühl: Ich möchte noch eine kleine Ergänzung machen. Für Jugendliche in den Institutionen ist das Smartphone auch die Verbindung nach draussen: zur Familie, zur Peergroup, zu den Schulfreunden – mit allen Dynamiken und Gefahren, die diese Kontakte in sich bergen können.

Und wie geht die Pädagogik damit um, dass die Jugendlichen die dauernde Erreichbarkeit und den Druck, immer sofort reagieren zu müssen, selbst als Belastung empfinden?

Egle: Zur Medienkompetenz gehört, sich bewusst zu sein, wofür und wann ich mein Smartphone benutze und welche Erwartungen ich an die Kommunikation habe. Darüber muss man reden. Ein Kind oder ein jugendlicher Mensch ist mit diesem Druck nicht allein. Den anderen geht es auch so. Es ist Aufgabe der Pädagogik, Kommunikationsriten mit den Kindern und Jugendlichen zu hinterfragen.

Wenn man darüber redet, wächst das Verständnis für den anderen, der vielleicht nicht postwendend auf eine Whatsapp-Nachricht antwortet. Dann muss man auch nicht Angst haben, der andere sei beleidigt oder fühle sich zurückgesetzt, wenn man nicht gleich reagiert. Übrigens gibt es diesen Druck nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, Erwachsene empfinden ihn ebenso.

Soll man denn in den Institutionen On- und Offline-Zeiten einführen?

Luginbühl: Das ist ein Konzept, auf das wohl nur ältere Menschen kommen. Für jüngere Menschen gibt es online und offline nicht nacheinander, sondern nur nebeneinander. Machen wir uns nichts vor: Wir reden hier miteinander, aber in unseren Taschen stecken unsere Smartphones – online, anständigerweise auf lautlos geschaltet. Aber wir spüren das Vibrieren, wenn uns eine Mitteilung erreicht. Was ich sagen will: Wir müssen lernen, mit diesem Nebeneinander umzugehen.

Egle: Das analoge und das digitale Leben lassen sich grossartig verbinden: Man kann zum Beispiel eine Wanderung planen und durchführen mit Hilfe des Smartphones.

Luginbühl: Wir dürfen die Augen vor der Realität nicht verschliessen: Es gibt heute keine Berufe mehr – da gehören auch die handwerklichen Berufe dazu –, die ohne digitale Medien auskommen. Wir sind es gerade den Jugendlichen in den Institutionen schuldig, sie bestmöglich auf das Erwachsenenleben vorzubereiten. Dazu gehört auch, die Chancen auf dem Berufsmarkt so hoch wie möglich zu halten.

«Die Leitung einer Institution trägt viel dazu bei, ob das Thema als wichtig erachtet wird.»

Die MEKiS-Studie

Die Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) hat zusammen mit der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule Bern (BFF) und in Kooperation mit dem Verband Curaviva Schweiz die Medienkompetenz in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe (MEKiS) untersucht. Weil es bislang kaum gesicherte Erkenntnisse gab, mit welchen Herausforderungen im Zusammenhang mit den digitalen Medien die Mitarbeitenden in den Institutionen im pädagogischen Alltag konfrontiert sind, ist in einem ersten Schritt eine Bestandesaufnahme gemacht worden. Aus dieser Bestandesaufnahme sind praxisnahe Instrumente zur Förderung von Medienkompetenzen in der stationären Jugendhilfe entwickelt

worden. Konkretes Ergebnis sind drei Materialsets (aktive Medienarbeit, rechtliche Grundlagen und Leitfaden medienpädagogische Konzepte), die ab diesem Herbst den Institutionen zur Medienkompetenzförderung kostenlos zur Verfügung stehen. Ausserdem findet ab Oktober 2018 das Fachseminar «Medienpädagogik in der Kinder- und Jugendhilfe» an der FHNW in Olten statt.

Weitere Informationen:

www.mekis.ch, www.bffbern.ch/Weiterbildung

In welchem Moment schrillen oder sollten in den Institutionen die Alarmglocken schrillen?

Egle: Ich glaube, die grösste Gefahr für Kinder und Jugendliche ist, dass sie sich via digitale Medien aus der wirklichen Welt zurückziehen können. Sie können sich, wenn etwa das unmittelbare Umfeld von vielen Konflikten geprägt ist und sie sich als handlungsunfähig erleben, in die Welt der Games zurückziehen, die dann als funktionierend erlebt wird. Darin sehe ich die grösste Gefahr.

Wir reden vor allem über die Gefahren der digitalen Medien. Müssen die Institutionen nicht auch auf das kreative Potenzial etwa eines Smartphones hinweisen und den kreativen Umgang fördern? Zum Beispiel, dass man mit dem Smartphone Filme drehen, schneiden und vertonen kann.

Egle: Unbedingt. Ich bin selbst sehr begeistert, was alles möglich ist. Es ist uns als Pädagogen ein sehr grosses Anliegen, dass die Jugendlichen sich mit dem Smartphone nicht nur in den Social Media bewegen, sondern das ganze Potenzial der Geräte nutzen. Dass man ihnen zeigt, wie man Filme dreht und schneidet oder wie man Websites programmieren kann. Das löst einen Aha-Effekt aus: Aha, ich kann damit produktiv und kreativ sein, ich kann mich äussern. Das ist der nachhaltigere pädagogische Effekt, als wenn ich den Jugendlichen sage: Das und das und das dürft ihr nicht.

Dazu braucht es aber auch wieder Pädagogen in den Institutionen, die Smartphones mit Lust und Interesse so nutzen – und nutzen können.

Luginbühl: Interesse ist ganz wichtig. Wenn man vermitteln kann, dass und wie etwas interessant ist, dann erreicht man etwas bei den Jugendlichen. Mit dem erhobenen Zeigefinger erreicht man nichts.

Und dieses Interesse ist vorhanden in den Institutionen?

Egle: Es gibt tatsächlich derartige Aktivitäten mit Kindern und Jugendlichen. Es dürften noch mehr sein. Aber es ist halt aufwendig – zeitlich aufwendig, personell aufwendig, technisch anspruchsvoll. Darum ist wohl in etlichen Institutionen die Hemmschwelle recht hoch. Wir bemühen uns allerdings, die Mitarbeitenden in den Institutionen anzuregen, mit ganz ein-

fachen Projekten anzufangen, um die kreativen Potenziale zu nutzen.

Luginbühl: Es gibt Institutionen, in denen wird recht viel gemacht. In anderen ist man noch nicht so weit.

Wovon hängt es denn ab?

Luginbühl: Sicher auch vom Interesse der Leute im Team. Aber wiederum kommt der Leitung eine wichtige Rolle zu – ob sie solche Aktivitäten fördert oder ob sie andere Schwerpunkte setzt. Auch auf die Ressourcen kommt es an. Wir haben bei unserer Untersuchung gesehen, dass in Institutionen, die ein medienpädagogisches Konzept haben – ein Konzept, nicht nur ein Regelwerk! –, mehr Aktivitäten dieser Art stattfinden.

Was kann denn getan werden, damit die nicht sehr medienaffinen Mitarbeitenden in den Institutionen Berührungspunkte mit den modernen digitalen Medien abbauen?

Luginbühl: Bei jüngeren Sozialpädagoginnen und -pädagogen, die noch in Ausbildung sind, stehen die Schulen in der Verantwortung. Es wird da inzwischen auch vieles gemacht. Zudem bieten wir von der Medienpädagogik der höheren Fachschule In-House-Weiterbildungen an. Wir gehen in die Institutionen und schulen dort die Teams. Ausserdem veranstalten wir Fachseminare – mit der Idee, dass diese einen Multiplikationseffekt haben: Jemand besucht unser Seminar und trägt das Gehörte und Gelernte dann in die Institutionen. Schliesslich stellen wir online Material zur Medienpädagogik zur Verfügung. Mich dünkt wichtig, dass wir als Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen den eigenen Weg im Umgang mit der Thematik finden. Man kann auch die Polizei in die Institution bestellen – oder die Swisscom. Das ist je nachdem gar nicht schlecht. Aber Polizei oder Swisscom zeigen ihre Perspektive. Wir müssen in der Sozialpädagogik aber die eigene, fachliche Position finden.

Egle: Damit diese Position gefunden wird, braucht es in den Institutionen Mitarbeitende mit hoher Medienkompetenz. Leute, die Projekte aufgleisen können und die dort ansetzen, wo es wichtig und notwendig ist: bei den Jugendlichen.

Luginbühl: Ich sage es noch einmal: Medienpädagogik in den Institutionen ist Beziehungsarbeit. Darum braucht es die Medienkompetenz in der Institution selbst. Sie kann nicht einfach von aussen eingeflogen werden. ●